

## Rundschau.

Ein Zeichen des Aufschwunges unserer großen Handelsgesellschaften ist es u. a. auch, daß die Gebäude, die sie bei ihrer Gründung inne hatten, heute nicht mehr ausreichen. So läßt auch der Norddeutsche Lloyd auf demselben Platze, auf dem er vor 50 Jahren bei seiner Gründung sein erstes Verwaltungsgebäude bezog, einen neuen Geschäftspalast errichten, der einen gewaltigen Block einnimmt und von dem der östliche Flügel mit dem großen Hauptturm bereits im Sommer 1906 fertiggestellt und bezogen worden ist. Der westliche Flügel wird im Anfang dieses Jahres bezogen werden und dann werden die alten Häuser, die den Platz für den Mittelbau einnehmen, geräumt und abgerissen werden, so daß das imposante Heim des Norddeutschen Lloyd in nicht allzu ferner Zeit vollständig dastehen wird, großartig und vornehm in Anlage und Ausstattung, wie es dem stolzen Ansehen entspricht, das sich die Gesellschaft errungen hat.

Berlin, 30. Jan. Für 30 000 Mk. Pretiosen haben Einbrecher gestohlen, die in der Nacht in das Lombard- und Kommissionsgeschäft von Sallo Walsh, Charlottenstraße 19, eingedrungen waren. Die Diebe hatten es zuerst auf einen Diebstahl im Kontor der auf demselben Korridor befindlichen Fabrik Stolzenberg abgesehen. Dort hatten sie nach vergeblichen Versuchen, den Geldschrank aufzubrechen, sämtliche Behältnisse durchwühlt und waren im Begriff, mit leeren Händen abzugehen, als sie das Firmenschild der erst kürzlich dort zugezogenen Lombardfirma erblickten. Sie schnitten eine große Öffnung in die eiserne Eingangstür und krochen durch diese in die Geschäftsräume hinein. Auch hier durchstöberten sie alles bis auf die letzte Schublade, wobei ihnen 604 Mark in barem Gelde, sowie Hypotheken- und Aktienpapiere in die Hände fielen. Diese ließen sie wohlweislich liegen. Die reichste Beute aber machten sie an Brillanten, gefassten und ungefassten Edelsteinen, mit Diamanten und Perlen besetzten goldenen Damenuhren und anderen Wertgegenständen im Werte von rund 30 000 Mk., die sie aus dem eisernen Geldschrank raubten. Unbemerkt entkamen die Diebe; erst am frühen Morgen fanden Angestellte die Kontortür erbrochen. Den verursachten Schaden trägt eine Diebstahlversicherungs-Gesellschaft.

Augsburg, 23. Jan. Ueber große Betrügereien, durch die der Postadjunkt Böckl den Postfiskus um etwa 180 000 M. schädigte, berichtet die „Müch. Allg. Ztg.“: Böckl ist der einzige Sohn eines verstorbenen Oberepeditors und besitzt einiges Vermögen.

Mit diesem errichtete er als Leutnant Scharer bei einer Münchener Bank ein Depot, das er nach und nach verstärkte, indem er in Schwabmünchen, wenn er Dienst hatte, durch einen Burschen Postanweisungen über kleine Beträge an die Münchener Bank ausgeben ließ und sie vorchristmählig behandelte. Durch Anfügung von 2 Nullen verhundertfachte er die Summe, ergänzte das Porto entsprechend und sandte sie so nach München, wo die Auszahlung anstandslos erfolgte. In der letzten Zeit zog er von dem Geld große Summen zurück, welche für Leutnant Scharer postlagernd einliefen und mit welchem Namen er sie quittierte. Diese Quittungen erregten die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten; Böckl glaubte sich schon entdeckt und ging am Montag abend zu Fuß nach Tärkheim; von dort ließ er sich nach Mindelheim fahren, wo er verhaftet wurde. 12 000 Mk. trug er bei sich. Böckl ist 24 Jahre alt und huldigte noblen Passionen. Seine Mutter lebt in Schwabmünchen, doch wohnte er nicht bei ihr. Er hatte für die nächsten Tage um Urlaub gebeten, jedenfalls, weil er mit dem Geld verschwinden wollte. — Von den veruntreuten Postgeldern wurden 100 000 Mk., die der Betrüger in einem Koffer verpackt nach München geschickt und dort in einem Möbelaufbewahrungsgeschäft deponiert hatte, polizeilich ermittelt und beschlagnahmt.

Berlin, 30. Jan. Der „Lok.-Anz.“ meldet aus Hilden: In Alex. Koppel's Fabrik wurden einem jugendlichen Arbeiter von seinem Kollegen mutwilligerweise die Kleider am Leibe angezündet. Er wurde in hoffnungslosem Zustand nach dem Krankenhaus verbracht.

## Dermisches.

Elberfeld, 29. Januar. Einen merkwürdigen Stimmzettel gab ein Wähler ab, der in sein Wahllokal einen Scheck über 750 Mk., zahlbar bei der Bergisch-Märkischen Bank, steckte. Erst zu Hause bemerkte er den Irrtum, eilte in das Wahllokal zurück und konnte nach 7 Uhr seinen „ungültigen“ Stimmzettel wieder in Empfang nehmen.

Vier Brüder erstickt. Ein entsetzliches Unglück hat sich in der Nähe von Bernau ereignet. Auf dem Gute Karlslust, der Stadt Bernau gehörig, sind vier Söhne der ruhmsüchtigen Eheleute im Alter von 13 bis 19 Jahren durch Kohlenbunst erstickt. Die „Abendpost“ meldet folgende Einzelheiten: Die ruhmsüchtigen Eheleute bewohnen mit ihren sechs Kindern auf dem Gut eine aus zwei Stuben und Küche bestehende Wohnung. Die Küche liegt in der Mitte

und trennt beide Stuben voneinander. Jede Stube ist mit einem Kachelofen versehen. Frau Kuhn heizte nachmittags den Ofen in der Schlafstube der Söhne mit Steinkohlen. Sie bemerkte bald darauf, daß die ganze Stube sich mit Rauch füllte. Diesem Umstande wurde aber keine besondere Beachtung geschenkt, da sich der Rauch nach Öffnen der Fenster verzog. Das Feuer brannte weiter, bis es gegen 8 Uhr abends ziemlich ausgebrannt war. Gleich darauf legten sich die vier Söhne im Alter von 19, 18, 16 und 13 Jahren zu Bett. Als am nächsten Morgen die Mutter zum Wecken die Stube betrat, fand sie ihre vier hoffnungsvollen Söhne tot in den Betten. Die Leichenstarre war bereits eingetreten. Unzweifelhaft waren nachts aus dem Stubenofen Kohlendünste ausgeströmt. Den armen Eltern bleiben jetzt nur noch ein Mädchen von 11 und ein Junge von 5 Jahren, die in der Stube bei Vater und Mutter schliefen.

(Ueber hervorragende Leistungen im Maschinenschreiben) findet man in der „Nordd. Allg. Ztg.“ folgende Angaben: Eine Angestellte in einem Bureau in Washington, Miß Mary Pretty, scheint bis jetzt die größte Meisterschaft im Maschinenschreiben erreicht zu haben. Sie hat nämlich in einem Zeitraum von sechs Stunden 20 400 Worte geschrieben, und zwar war es eine Abschrift aus einem nicht sehr leserlichen Manuskript, bei dessen Entzifferung sie ihre Arbeit häufig einige Sekunden unterbrechen mußte. Sie hat also 76 Worte in der Minute oder 4560 in der Stunde geschrieben. Die nächste Rekordleistung nimmt ein Engländer James Wright, der Angestellte einer Maschinenfabrik New Castle, für sich in Anspruch. Er hat 28 944 Worte in sieben Stunden geschrieben, ohne sich einen Augenblick auszuruhen, wie er stolz versichert. Aber diese 28 944 Worte wurden ihm diktirt, was die Arbeit gegenüber der von seiner amerikanischen Rivalin geleisteten sehr erleichterte. Einen Rekord in der Sorgfalt des Schreibens stellt Miß Sherman in Liverpool auf, die einen Roman von 80 000 Worten mit der Maschine abgeschrieben hat, ohne mehr als drei geringfügige Fehler zu machen. Miß Gladys Walker, die von Geburt an blind ist und einem Schreibmaschinenbureau vorsteht, hat nach Diktat in einer Stunde vierzig Minuten 5000 Worte geschrieben und nur einen Fehler gemacht. Die höchste Leistung im Schnellschreiben in einer Minute weist James Wright auf, der 119 Worte schrieb und nur bei zwei Worten leichte Fehler machte.

Sprachecke. Als kürzlich in Anzeigenteile einer Kasseler Zeitung ein „Routinierter Kaufmann, als

## Im rechten Augenblick.

Novelle von E. Ziller.

3)

(Nachdruck verboten).

Fresenius eilt ans Fenster, sein Auge hängt an der schlanken Frauengestalt, die da elastischen Schrittes, ein kleines Mädchen an der Hand, das Trottoir entlang geht. Es wallt heiß in seinem Innern auf. Wie hübsch sie noch ist, wie anmutig! Ja, und sofort zu erkennen, trotzdem keine braunen langen Locken mehr den Kopf umgeben. Und jetzt ist sie ganz nahe — er sieht das liebliche, etwas schmalere gewordene Antlitz in nächster Nähe. Ihr Blick trifft ihn — er fühlt, daß er rot wird, wie ein Schuljunge, der auf verbotenen Wegen ertappt wird. Ob sie ihn erkannt hat? Nein, ganz achlos hat ihr Auge ein paar Sekunden lang auf ihm gewirkt, nun wendet sie sich dem Kind zu und antwortet auf eine Frage desselben.

Nein, sie hat ihn nicht erkannt! Schade! Doch nun muß er lächeln — wie töricht er ist! Er trägt ja einen großen Vollbart jetzt, und sie hat ihn nur mit dem flotten Schurkbärtchen gekannt. Das braucht ihn also nicht zu kümmern.

Und sonst — sie ist noch frei! Und gerade jetzt muß sie eine neue Heimat suchen. O, das ist gewiß ein gutes Omen. Er lächelt über sich selbst, aber er fühlt, er weiß nun, daß er das schlanke Mädchen nie vergessen hat. Lor, der er damals war! Aber noch ist's nicht zu spät, noch nicht.

Durch gemeinsame Bekannte hat Dr. Fresenius es bald erndmöglich, sich Nora wieder zu nähern. In der kleinen Stadt verkehrt ja alles, was zur guten Gesellschaft gehört, zusammen. Und sein Freund, der Professor Tutschel, den er zu seinem Vertrauten gemacht hat, ist ihm mit Freuden zu Erreichung seines Zieles behilflich, unter strengster Diskretion selbstverständlich.

Nora Willinger, die mit der Professorin eng befreundet ist, ist ihm in unbefangener Weise entgegengetreten, und in ihrer ruhigen Sicherheit, in der echt weiblichen Anmut ihres Wesens übt sie sofort wieder den früheren Zauber auf ihn aus, noch viel mächtiger. Sie ist nicht mehr das reizende Kind von einst, aber sie erscheint ihm noch viel begehrenswerter. Er ist dankbar, daß er ihr eine Heimat bieten kann, w'd heute noch will er mit ihr reden, will er ihr sagen, daß er sie liebt, will er sie bitten, die Seine zu werden.

Tutschels haben eine Einladung für den Garten erlassen, mehrere befreundete Familien werden da sein, die aber Fresenius zum größten Teil fremd sind, wenigstens nur flüchtig bekannt. Für ihn wird nur Nora da sein.

Die Gesellschaft lustwandelt, nachdem das Abendbrot verzehrt, in den Wegen des großen Gartens. In der Laube sunzelt beim Schein der Lampe die Bowle in den Gläsern und zitterndes Abendlicht dringt durch das Geranke der Waldrebe.

Die Hausfrau und Nora sind mit dem Zu-

sammensehen der Teller beschäftigt, da tritt Fresenius zu ihnen.

Die Professorin ruft: „So ist's recht, Doktor, unterhalten Sie meine Freundin ein wenig — ich muß in's Haus, nach den Kindern sehen.“

Damit verschwindet sie.

Fresenius spricht bittenden Tones: „Lassen Sie uns plaudern, Fräulein Willinger, von alten Zeiten. Und dann, ich habe so manches auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen muß. Und ich möchte hören, was Sie für die Zukunft planen, jetzt, wo Sie bald Ihre seitherige Heimat verlassen. Das ist für mich von der größten Bedeutung.“

Nora schrat zusammen.

Bis vor Kurzem hatte sie die Anwesenheit des Dr. Fresenius in der Stadt gar nicht mit ihrer Person in Verbindung gebracht. Sie hatte es natürlich gefunden, daß er Verlangen trug, die Stätte seiner Jugendwirksamkeit und die alten Freunde wiederzusehen.

Erst vorhin, beim Kommen, war sie durch eine Aeußerung der Hausfrau stutzig geworden.

„Wie vorteilhaft Du heute aussiehst, liebes Herz,“ hatte die gesagt, „das ist auch recht, das muß so sein, eine angehende Braut.“

„Was sprichst Du da,“ hatte sie gefragt, und die Freundin hatte lächelnd den Arm um sie geschlungen und geflüstert: „Aber Dora, das sieht doch ein Kind, daß Fresenius um Deinetwegen hier weilt, und hoffentlich findet er Erholung — nein, ich schweige ja schon, Nora, ich bin nicht indiskret.“



Korrespondent tätig gewesen, Position suchte", rückte ihm der Vorstand des Sprachvereins mit einem höflichen Schreiben zu Leibe, in dem er ihm empfahl, im Interesse der Reinhaltung unserer Muttersprache entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden. Hinzugefügt war noch „routiniert = tüchtig, erfahren; Position = Stellung usw.". Der Vorstand war aber mit seinem wohlgemeinten Ratsschlag an den Unrechten gekommen; er erhielt sein Schreiben mit folgenden Begleitworten zurück: „N. H. zurück mit dem Bemerkten, daß ich eigentlich die Absicht hatte, Ihnen für diese bodenlose Unverschämtheit ein Paar herunterzuhauen. Ich höre aber, daß sie ein alter Mann sind. Sie können sich von mir als moralisch geohrfeigt betrachten. Ein anderes Mal werde ich eine solche Lämmelei tödlich ahnden. N. 12. 1. 07. N. N."

Wie ein Professor zu seiner Frau kam. Der Mathematiker C. F. Pfeleiderer, Sohn eines Wundarztes in Kirchheim u. T., der zuletzt Vorsteher einer bairischen Kriegsschule gewesen, war i. J. 1781 nach Tübingen berufen worden. Hier redeten ihm seine Freunde zum Heiraten zu. „Meinet Ihr, ich soll eine Frau nehmen?" — „Ja freilich." — „So, meinet Ihr: Aber wen denn? Ich weiß keine." — „Wir wissen eine, die paßt; die Tochter des Professors K." — „So, meinet Ihr; aber meinet Ihr, sie nimmt mich?" — „Wir denken das schon. Aber Sie müssen selber fragen." — „So, meinet Ihr. Da muß ich eben einmal hingehen." Und der große Mathematiker hielt Wort und vergaß das auch nicht über seinem Euclid. Gleich am andern Tag ging Pfeleiderer in das Haus des ihm bezeichneten Professors (wohl in der Münzgasse) und schellte an der Vortüre. Da machte ihm das Fräulein auf und sagte, als sie den Gelehrten sah, sie bedaure sehr, daß er vergeblich sich herbemüht habe, ihr Vater sei nicht im Hause. Pfeleiderer antwortet: „Da! das macht nichts. Ich habe bloß fragen wollen, ob Sie nicht meine Frau werden mögen." Das überraschte Fräulein erwidert: „Aber, Herr Professor, so schnell kann ich Ihnen doch keine Antwort geben." Pfeleiderer: „Da! das macht nichts. Ich muß jetzt ins Kolleg, nachher will ich wieder kommen und anfragen." So ging denn Pfeleiderer ins Kolleg, hielt seine Vorlesung und schellte wieder am Hause des Kollegen. Diesmal aber bekam er das Jawort. Und es soll eine glückliche Ehe gegeben haben.

Damit hatte sich die Professorin einem neuen Gast zugewendet. In Nora's Innern aber hatten die Worte einen wahren Aufruhr hervorgerufen. Nun erst gewann ihr manche Aeußerung des Dr. Fresenius Bedeutung, nun erst kam's ihr zum Bewußtsein, daß er um sie werben wolle, jetzt, nach 12 Jahren. Aber zugleich erkannte sie, daß sie es nicht dazu kommen lassen dürfe.

So sprach sie denn jetzt, anknüpfend an seine Worte: „Lassen wir besser die Vergangenheit ruhen, Herr Doktor, es hat keinen Zweck, Erinnerungen wachzurufen, es tut nicht immer gut. Bleiben wir bei der Gegenwart. Ja, ich stehe wieder an einem Abschnitt meines Lebens, aber es ist mir nicht bange deshalb. Es war nicht leicht für mich nach meiner teuren Eltern Tod, mich im Leben zu recht zu finden, aber es ist mir bei ernstem Willen gelungen. Man reißt schnell, wenn einem die natürlichsten Stützen genommen werden, wenn man in jungen Jahren Waise wird. Im Wirken für andere fand ich aber Befriedigung, und wenn ich jetzt das Haus verlasse, in dem ich gern gewohnt, so geht mir das zwar recht nahe, aber ich scheide beruhigt, denn ich weiß, die Kinder, die mir sehr ans Herz gewachsen, kommen in gute Obhut bei der neuen Mutter. Und ich? Nun, ich denke zunächst einmal längere Zeit bei meinem ältesten Bruder zu verweilen, der mich gern ganz bei sich hätte. Aber das will ich nicht, ich bin noch zu jung, um mich schon als Tante zur Ruhe zu setzen, ich denke mir einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Vielleicht auch noch einmal in die Schule zu gehen, das heißt, das Lehrerinnenexamen zu machen, aber das sind alles nur Pläne. Jedenfalls fürchte ich mich nicht vor der Zukunft."

Nora hatte eifrig gesprochen, gegen ihre Gewohnheit nur von sich, aber sie hoffte durch unbefangene Darlegung ihrer Verhältnisse, ihrer Pläne, Fresenius von einer Aeußerung etwaiger Wünsche abzuhalten.

Dieser verstand sie nicht — zu sehr war er erfüllt von dem, was ihn innerlich bewegte, zu begehrenswert erschien ihm Nora, wie sie da stand, leicht an den Tisch gelehnt, die großen schönen

(Eine Küchen- und Kellertragödie.) Eine alte Dame in Nürnberg hatte sich — so erzählt eine Leserin der „Zgl. Kdsch." — aus einem kleinen Gebirgsdorf, in welchem sie ihre „Sommerfrische" verlebte, ein sechzehnjähriges Mädchen mitgebracht, das sie sich als Köchin — Zimmermädchen — Kammerjungfer — kurz als „Mädchen für alles" abrichten wollte. Es war ein tüchtig Stück Arbeit, das einfache Naturkind mit den Gebräuchen und Sitten der zivilisierten Weltgegenden bekannt zu machen, und die gute alte Dame mußte oft recht drastische Mittel anwenden, um dem Mädel etwas abzugewöhnen oder klar zu machen. So hatte dieses z. B. eine gewaltige Neigung zum Naschen. Wurde diese Untugend bemerkt so setzte es gehörige Strafpredigten, die aber, wie in den meisten Fällen auch in diesem nicht viel nützten. Da mußten also kräftigere Mittel angewendet werden. Im Keller standen z. B. viele Gläser mit schönen, eingemachten Kirschen und die Frau fürchtete — da sie die nicht wegschließen konnte — sie würden der Naschhaftigkeit des Fräuleins zum Opfer fallen. So führte sie das Mädchen in den Keller, zeigte ihr die Gläser und sagte — „dies sei das ärgste Gift — wer davon esse, müsse unfehlbar sterben." Und so ähnlich wollte sie weiter verfahren. Tatsächlich machte Trude auch stets einen großen Bogen um die gefährlichen Gläser, wenn sie in den Keller ging. Wenn sie aber die abgekochte Milch herunter trug, konnte sie doch nicht umhin, die dicke Haut, die sich darauf gebildet hatte, herunter zu naschen, denn sie hatte schon herausgefunden, daß dies nicht entdeckt würde, da sich schon wieder eine neue Haut gebildet hatte, bis sie die Milch zum Gebrauche herausholen mußte. Eines Sonntags mußte die alte Dame vormittags einige Besuche machen und instruierte vor dem Weggehen die Trude genau, wie sie den Gansbraten, den sie schon in die Ofenröhre gebracht hatte, weiter zu behandeln hätte, damit er mittags schön braun und knusperig auf den Tisch käme. Trude versprach auch die größtmögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt dem edlen Vogel zu widmen und tat ihr Möglichstes mit Nachsehen, Begießen, Auf- und Zudecken. Die Gans farbte sich unter ihrer sorgfältigen Behandlung schön gelb, die Haut fühlte sich schon ganz hart an — der Dunst war wundervoll. Der Trude lief das Wasser im Munde zusammen! Nur ein klein wenig davon versuchen zu dürfen — ein wenig von der Haut naschen . . . Ihr Mund verzog sich zu einem glücklichen Grinsen — „auf der Milch wuchs die Haut ja so rasch wieder nach — warum sollte das

bei der Gans nicht der Fall sein?" In einer Stunde würde die Herrin erst wiederkehren — und bis dahin — nee, sie würde davon so wenig etwas merken wie bei der Milch! Also rasch ans Werk! Sorgfältig schälte dann Trude die Haut von dem Gansbraten, schnitt sich ein großes Stück Brot dazu und verzehrte mit dem größten Wohlbehagen, schmatzend das leckere Mal. Dann „behandelte" sie weiter die Gans mit Begießen und tüchtigem Nachfeuern im Ofen. Aber — so oft sie auch den Deckel aufhob — so oft sie auch hineinstach, „ob sie sich noch nicht knusperig anfähe" — es wollte und wollte sich keine neue Haut bilden. Da wurde ihr sehr unheimlich zumute und sie begann zu begreifen, daß es auch „unersehliche Dinge" im Leben gibt! Als die Frau nach Hause kam, war ihr erster Gang in die Küche. Der Duft, der ihr daraus entgegenrang, war sehr herrlich, sehr vielversprechend. Aber wer beschreibt ihren Schrecken, als sie den Deckel vom Bratentopfe abnahm und ihr der schöne Sonntagsbraten in seinem vollständig geschundenen Zustande vor Augen kam! Das Mädchen war verschwunden. Sie rief nach ihr im ganzen Hause — suchte in allen Ecken und Winkeln — nirgends eine Spur. Schließlich glaubte sie, aus dem Keller seufzende Laute zu vernehmen und begab sich schleunigst hinab. Nichtig — da sah Trude auf einem umgestülpten Waschbasse — heulte laut und hielt sich den Bauch. „Aber Trude — schreckliches Frauenzimmer", rief die Frau, „was haben Sie denn mit meiner Gans gemacht — und was tun Sie hier? Das geht nun nicht so weiter — jetzt behalte ich Sie nicht mehr, jetzt . . ." Da plötzlich „verschlugs" ihr die Rede — sie schnappte nach Luft. Auf der Erde vor dem Mädchen stand ein geleertes Einmachglas — eines, in dem sich noch vor ganz kurzer Zeit Kirschen befunden hatten. „Und über meine Kirschen ist sie mir auch gekommen", kreischte endlich Madame wieder los, „über meine schönen Kirschen! Sie Diebin — Sie Verbrecherin — Sie . . ." „Ach Madame", stöhnte da das arme Wesen, „schimpfen Sie nicht, gute Madame — schreien Sie nicht — oh, mir ist schon so übel — es wird nicht mehr lange mit mir dauern — es geht zu Ende mit mir — ich hab' mich — vergiftet!"

[Sein Blick.] Freund: „Wie fühlst Du Dich in der Ehe?" — Junger Ehemann (der reich geheiratet hat): „Ach, als wäre jeden Tag der Erste!"

Augen voll auf ihn gerichtet, und so strömten ihm jetzt die Worte von den Lippen:

Sie brauchen nicht nach einem neuen Wirkungskreis zu suchen, Fräulein Willinger, er ist schon gefunden, wenn Sie nur wollen — werden Sie mein, Nora, liebe Nora, lassen Sie mich Ihnen jetzt sagen, was ich Ihnen schon vor 12 Jahren hätte sagen sollen, daß ich sie liebe, so warm, so innig, wie nur ein Mann lieben kann. Nora, ich habe noch eine Schuld auf zu machen — von damals — es war Schwäche von mir, erbärmliche Schwäche — ich fühle es tief. Ich hatte nicht den Mut, einen Hausstand zu gründen, ich fürchtete mich vor den Sorgen, die damit verknüpft sind. Und deshalb ging ich, ohne zu sprechen. Aber nun, nicht wahr, Nora, nun kann noch alles gut werden? Frauenherzen, so sagt man, verzeihen so viel, wenn sie lieben, und Sie haben mich geliebt — damals — werden Sie mein, Nora —

„Ich kann nicht, Herr Doktor, nimmermehr!"  
„Sie können nicht? Ja, ist es denn nichts, was ich Ihnen biete, ein ganzes, volles Mannesherz, eine Heimat? Und Nora, Sie haben mich doch geliebt —"

„Ja, ich habe Sie geliebt, aus ganzem, vollem Herzen, warum soll ich Ihnen nicht gestehen, was Sie doch schon wissen. Und wenn Sie mich damals gefragt hätten, so hätte mich das unendlich beglückt, mehr, als ich sagen kann. Sie haben nicht recht an mir getan damals, solche Worte, wie Sie zu mir gesprochen auf jenem Heimweg — „der Mond scheint hell; in solcher Nacht wie heut" — unwillkürlich trat ihr das Citat auf die Lippen — „solche Worte darf ein Mann nur zu dem Mädchen sprechen, welches er zu der Seinen zu machen gedenkt. Sie haben zwölf Jahre gebraucht, um das einzusehen. Ich habe gelitten, als Sie gingen, ohne zu sprechen, und erst in der Sorge um meine teuren Eltern habe ich mich selbst wiedergefunden. Ich zürne Ihnen nicht mehr, Herr Doktor, aber ich bin Ihnen doch Wahrheit schuldig. Und, bei Gott, wenn ich Sie noch liebte, dann sollte keine kleinliche Empfindlichkeit, keine Erinnerung an ver-

gangene Schmerzen mich abhalten, auch jetzt noch die Ihre zu werden. Aber ich liebe Sie nicht mehr. Verzeihen Sie mir, und glauben Sie mir, ich kann nicht anders."

Fresenius suchte zusammen und starrte eine Weile schweigend vor sich hin. Dann hob er an. „Noch ein Wort, Nora: könnten Sie es sich nicht vorstellen, mich ohne das, was Sie Liebe nennen, die Meiner zu werden? Wir sind beide nicht mehr jung, Sie stehen allein, und ich, ich sehne mich so namenlos nach einem Heim."

„Nein, mein Freund, ich denke zu hoch von der Ehe, als daß ich Sie um der Versorgung willen eingehen möchte. Ich werde überhaupt nicht heiraten. Ich bin älter als meine Jahre, innerlich älter als äußerlich; ich besitze nicht mehr die Schmiegsamkeit, das Anpassungsvermögen, welches der Jugend eigen, und welches das Mädchen besitzen muß, welches eine Ehe eingeht. Die Liebe zu Ihnen würde, hätte sie damals Erfüllung gefunden, mit mir gewachsen und gereift sein, das bin ich sicher — so, ohne Nahrung, ist sie gestorben. Noch einmal: zürnen Sie mir nicht und lassen Sie uns alle Freunde scheiden."

Fresenius schaute Nora mit tiefem Blick an, dann sagte er, ihre Hand ergreifend: „Ich muß mich bescheiden, aber es tut weh, sehr weh." Und dann, in ausbrechendem Schmerz: „Tor, der ich war! Das Glück war mir so nah in schöner Jugendzeit, und ich habe versäumt, es zu ergreifen im rechten Augenblick. Ich hatte nicht den Mut dazu. Und nun entschwindet es mir für immer. Die Strafe ist hart, aber gerecht. Leben Sie wohl, Nora, liebe Nora!"

Ein Händedruck und Nora war allein.  
„Der Arme," flüsterte sie. „Aber ich konnte nicht anders."

Dann brach sie in leidenschaftliches Weinen aus. Ihre Tränen galt dem seligen Jugendtraum, den sie einst geträumt, und eine tiefe Trauer überkam sie bei dem Gedanken, daß zwei Menschen hätten unendlich glücklich sein können, wenn der eine von ihnen den Mut zum Glück gehabt hätte „im rechten Augenblick."  
— Ende. —